Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 19

Artikel: Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671335

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

fühlte, als stehe er hinter einem Gitter und schaue auf ein sonniges Land, in dem er nie gehen durfte. Er haßte Inocenta nicht. Er durfte nur nicht an sie denken; denn sein Herz zuckte dann wie eine bloßgelegte Wunde, und das Blut schoß ihm zu Häupten und verwirrte ihm den Sinn, daß er nicht mehr wußte, was er tat. Ein Haß jedoch wurde mit jedem Tag bitterer, und es kam System in seinen Willen, diesem Haß zu frönen. Geni spürte ihn.

Geni saß oben auf seinem Stafelgut und war ein wenig verloren. Er war zu lange nur Arbeiter, nur Hand gewesen, wo des Bruders Kopf geleitet hatte. Nun nahm er die eigene Wirtschaft, obgleich er fleißig und ein so tüchtiger Bauer war, etwas unbeholfen in die Hand. Es brach ja auch bald der Winter ein. Er saß da in seinem einsamen Berggut, konnte wohl holzen, auch ins Wildheu fahren oder den Mist auf eine Bergwiese schleppen, aber seine Tage füllte er damit nicht völlig aus. Auch machte ihn die Arbeit nicht froh. Er kam sich wie ein Gefangener vor. Er lief häufig ins Wirtshaus, meldete sich auch zu einem Offizierskurs, der ausgeschrieben war. Am liebsten strich er hinab und ums Seegut, versuchend, ob er nicht etwas von Inocenta entdecken könne; denn Inocenta lag ihm Tag und Nacht im Sinn. Eine Antwort auf seinen Brief mit der Bitte um ihre Freigabe erwartete er längst nicht mehr.

Es fand eine Holzsteigerung statt. Geni gedachte das Los zu erwerben und damit ein kleines Geschäft zu machen. Jonas überbot ihn; er bekam das Holz nicht.

Jonas kaufte zwei Bergmatten, die eine westlich, die andere östlich des Stafelgutes. Die Nachricht klemmte Geni den Atem ein. Wollte der andere ihn ersticken?

Immer wieder erhielt Geni Zahlungsbefehle für die Schulden, die er noch beim Bruder hatte. Es war, als wollte ihn dieser nicht mehr schlafen lassen. Geni sah in diesen Tagen seinen Revolver nach. Er tat es mit dem ganz bestimmten Gedanken — wenn der Teufel, der Jonas, es zu weit treibt, knalle ich ihn zusammen.

Dann wurde er zu dem Kurse, zu dem er sich gemeldet hatte, einberufen. Er schloß sein verschneites Besitztum ab, gab seine zwei Kühe einem Nachbar in Obhut und lief in den Dienst, Haus und Hof mit einer Gleichgültigkeit zurücklassend, als ob er nie mehr wiederkommen werde.

Er versuchte noch von Inocenta Abschied zu nehmen. Aber sie wich ihm offenbar aus. Er bekam sie nicht zu Gesicht. Das fiel ihm schwer aufs Herz. Er nahm ein wildes Verlangen nach ihr mit sich fort.

Im Wein, den es in der Offizierskantine reichlich gab, suchte er es zu ersäufen.

(Fortsetzung folgt.)

Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück.

Legt in die Hand das Schicksal dir ein Glück,
Mußt du ein andres wieder fallen lassen;
Schmerz wie Gewinn erhältst du Stück um Stück,
Und Tiefersehntes wirst du bitter hassen.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sie greift nur zu, um achtlos zu zerstören;
Mit Trümmern überstreuet sie das Land,
Und was sie hält, wird ihr doch nie gehören.

Des Menschen Hand ist eine Kinderhand,
Sein Herz ein Kinderherz im heft'gen Trachten.
Greif zu und halt! . . . da liegt der bunte Tand;
Und klagen müssen nun, die eben lachten.

Legt in die Hand das Schicksal dir den Kranz,
So mußt die schönste Pracht du selbst zerpflücken;
Zerstören wirst du selbst des Lebens Glanz
Und weinen über den zerstreuten Stücken.

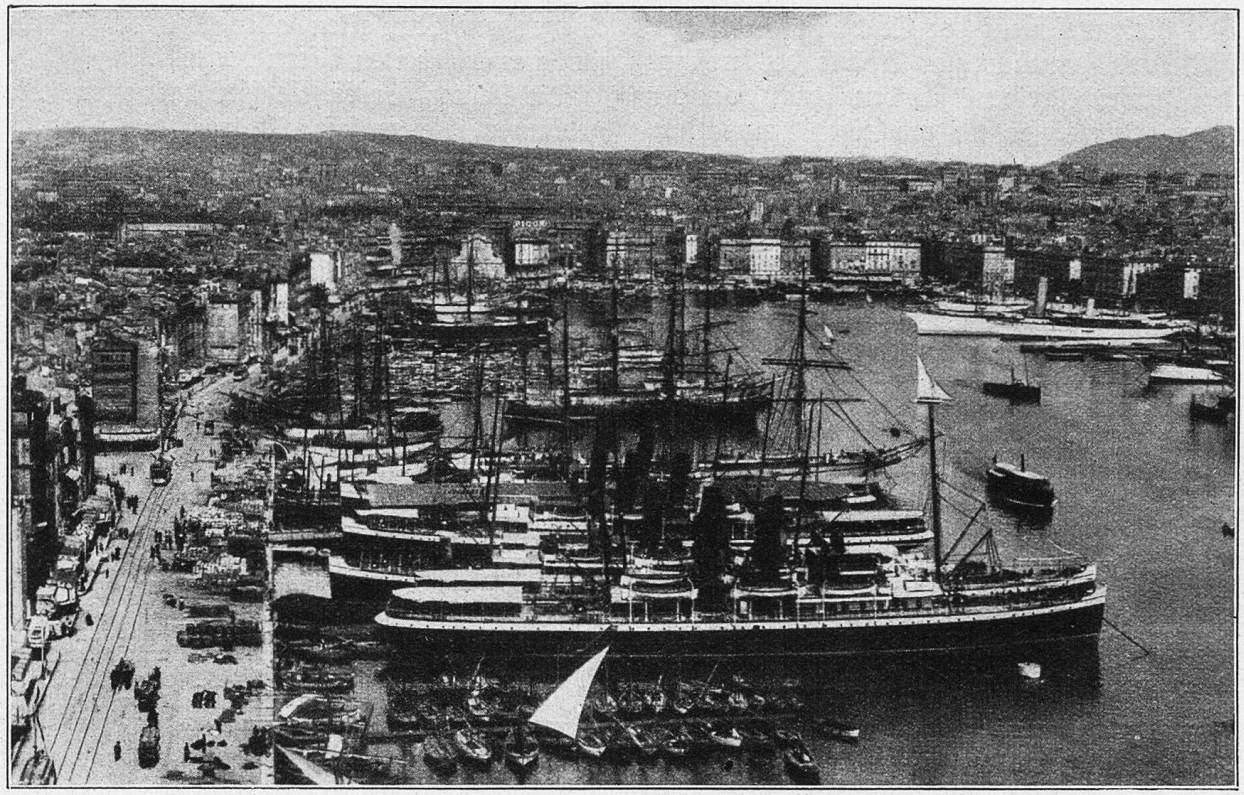
Wilhelm Raabe.

Aus meinem afrikanischen Skizzenbuch.

Von Ernst Eschmann.

Zwei Tage Marseille.

Es ist immer eine Freude, zum ersten Mal eine Stadt zu betreten. Man fährt einem großen Geheimnis entgegen, und mählich offenbart es sich und bricht unaufhörlich mit neuen Überraschungen hervor. Die Spannung hat manche Probe zu bestehen; denn, wenn der Zug in Avignon, in Tarascon und Arles unversehens stehen bleibt, leben geschichtliche Erinnerungen auf, und ungeduldige Blicke fliegen aus dem Fenster. Die lapidaren Bauten der Römer möchte man sehen, und man möchte einen Gang tun um den Palast der Päpste, von denen die Weltgeschichte bewegte Ereignisse berichtet. Aber nur einen Zipfel der denkwürdigen Bauten haben die Augen erhascht. Schon rollen die



Marseille. Alter Hafen.

Räder fort, durch üppiges Gelände, aber auch durch steinige Öden, die malerisch in der Sonne erschimmern.

Nun sind sie da, die leuchtenden Felsen am Strand. Das Gewirre der Häuser hat sich schon längst angemeldet. Es ist die ewiggleiche Vorstadtprosa, die überall sich breit macht, ehe das widerspruchsvolle Leben der Metropole sich entfaltet. Rußige Quartiere tauchen auf, Fabriken, Lagerhäuser und Rangiergeleise. Und plötzlich ist das Ziel erreicht: Marseille!

Kaum sind die Wagen mit einem Rucke stillgestanden, mischt man sich schon unter das fremde Volk und ist von der großen Welle mitgenommen, die durch alle Straßen brandet. Man merkt es gleich: man befindet sich in einem Zentrum des Verkehrs, an einem Kreuzweg des Handels von größtem Ausmaß. Das Straßenbild ist international. Elegante Vornehmheit spaziert neben offensichtlichem Elend, geschäftige Männer eilen an lichtscheuen Eckenstehern vorbei, hier triumphiert das blühende Leben, dort schleppt sich ein vom Tode gezeichneter Alter über den Bürgersteig. Und gleich wird auch deutlich, daß wir uns in einer Hafenstadt befinden. Matrosen in ihrem farbigen Putze fallen in den grauen Scharen der Menge auf, aber auch die Fremdlinge, die sie über alle Meere nach Europa mitgebracht: Japaner, Chinesen, Araber, Neger, braune und schwarze Wangen, krause Haare und weitgeöffnete, rollende Augen.

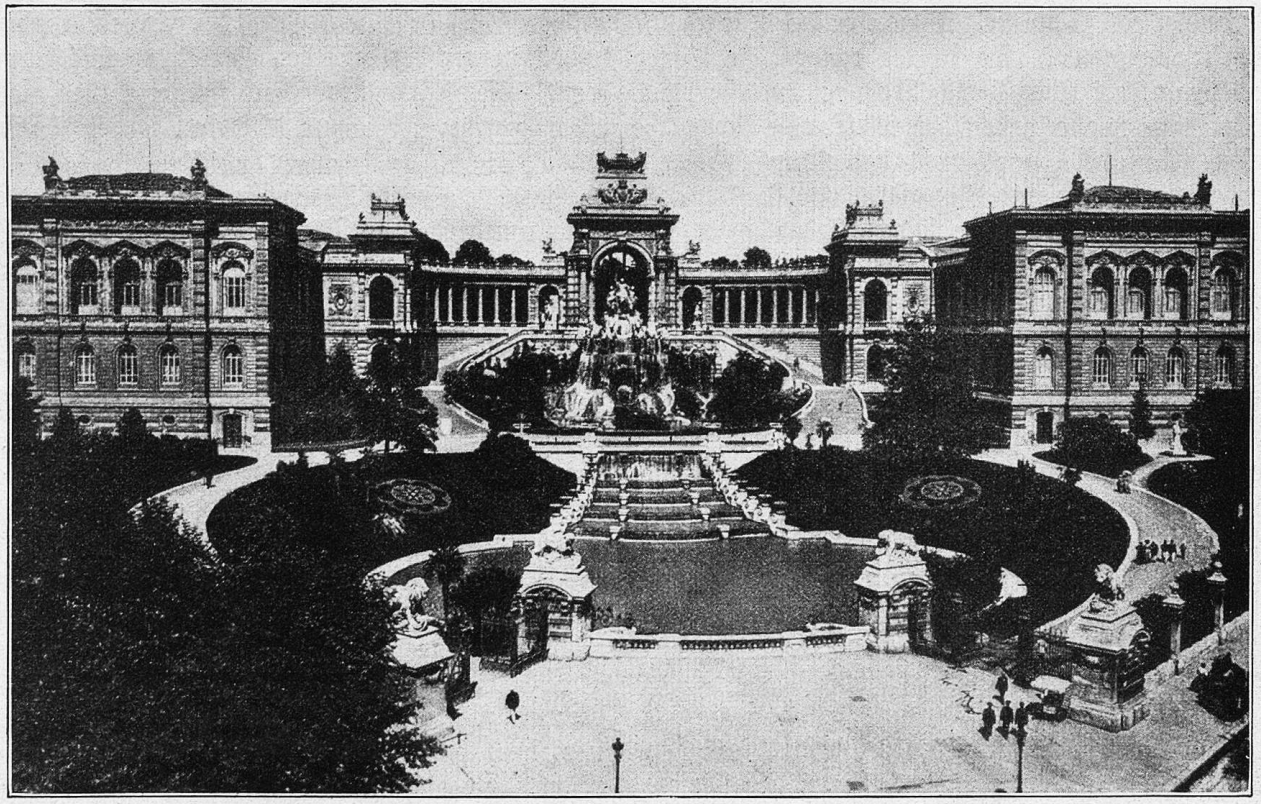
Wir sitzen in einem Café der Canebière, unmittelbar am Strome des Verkehrs. Die Canebière! Die Marseillaner sind stolz auf ihre mondäne Straße. In ihrem Übermut sagten sie einmal: Si Paris avait une Canebière, Paris serait un petit Marseille. Nein, so großartig steht es nicht um diese Hauptstraße. Den kundigen Weltenbummler, der schon viele Halb- und Ganzmillionenstädte gesehen, enttäuscht diese „Seilerbahn". Da warten die Galerien Mailands oder die großen Boulevards von Paris mit eleganteren Fronten und großzügigeren Prachtbauten auf! Vielleicht liegt der Grund darin, daß einzig der Handel das alte Massilia groß gemacht hat. Seltsam! Von den vielen Jahrhunderten der Entwicklung, die Marseille hinter sich hat, ist im heutigen Bilde der Stadt kaum noch etwas zu spüren. Schon 600 Jahre vor Christi Geburt setzten kleinasiatische Griechen aus Phokäa den Fuß auf diese Küste. Um 1800 herum zählte Marseille rund 90 000 Einwohner, heut hat es mehr als das Siebenfache erreicht, eine erstaunliche Erweiterung in einer verhältnismäßig kurzen Spanne.

Das Lebenselement der Stadt ist der Hafen. Ein kleines, buntbewegtes Abbild des riesigen und rastlosen Treibens in den Docks, an den äußeren Quais, wo die mächtigen transatlantischen Dampfer aus- und einfahren, bietet der Vieux Port, das langgezogene Bassin, das weit in die Reihen der Häuser hineinragt. Hier legen die Schaluppen, Segelschiffe und Vergnügungsjachten an. Hier vollzieht sich der Kleinhandel für die Bedürfnisse Marseilles, während draußen die Güter verladen werden, die dem europäischen Verbrauche dienen.

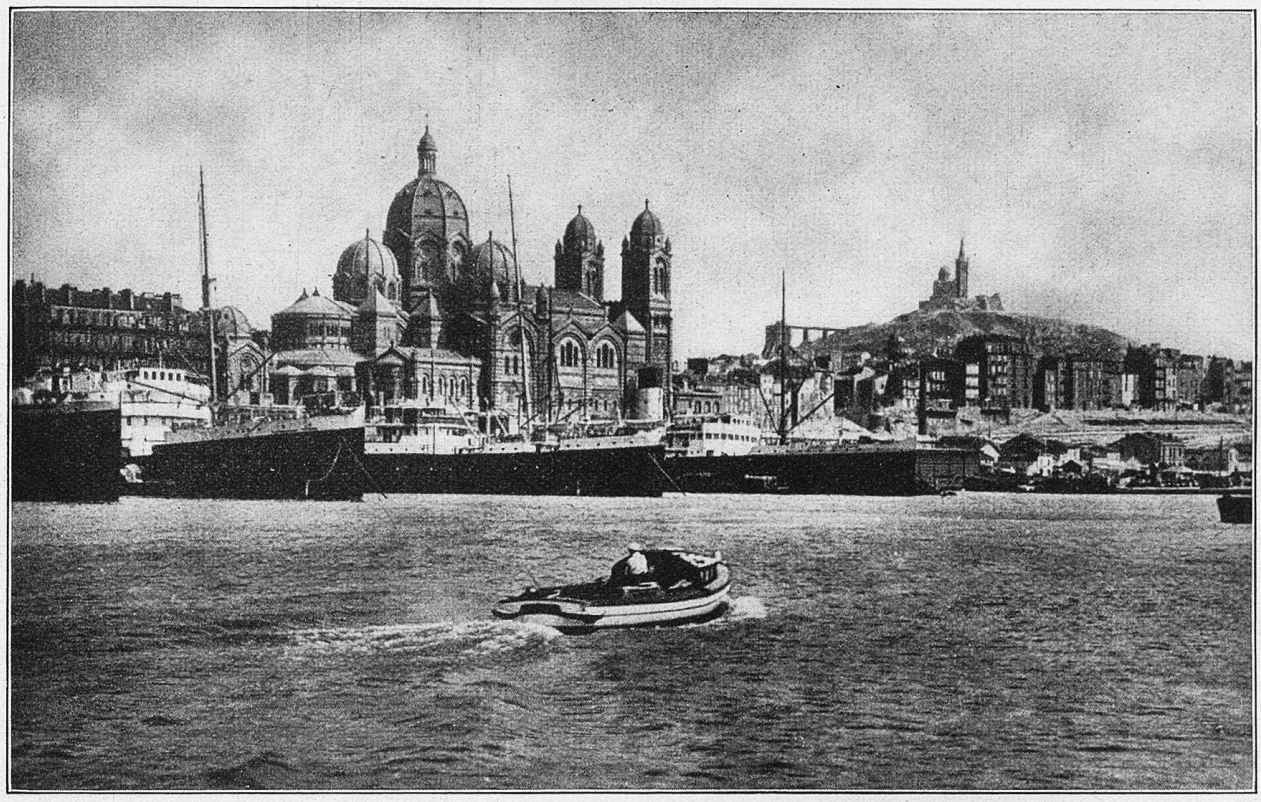
Dieser „Alte Hafen" verleiht dem Stadtbild das charakteristische Gepräge. Von allen Seiten flutet das Leben aus den Gassen ans Wasser. Die Händler schlagen ihre Stände auf und legen ihre Produkte aus. Ein Staunen befällt den fremden Betrachter. Er sieht hier, was das Meer an Lebewesen tausendfältiger Art, an Fischen und Krebsen und Muscheln hergibt. Wer würde es glauben, wenn man über die blaue, leicht bewegte Fläche hinwegschaut, was unten in den Tiefen des Meeres sich tummelt. Eine ganz eigene, besondere Welt muß es sein, von der der Laie keine Ahnung hat.

Den Eingang des Vieux Port beschützen zur Linken und Rechten zwei Festungen, während eine groß angelegte Schwebefähre für Menschen, Wagen und Nutzlasten aller Art den Verkehr zwischen den beiden Ufern herstellt.

Die kleinen Boote, die hier das offene Meer gewinnen, ziehen fast alle nach der phantastischen Felseninsel, dem Château d'If, dem Alexander Dumaz der Ältere in seinem großzügigen Roman vom „Grafen von Monte Christo" ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Wer ein paar Gutwettertage in Marseille verbringt, darf den Besuch dieses so prächtig in der Sonne leuchtenden Eilandes nicht versäumen. Freilich, man gerät in ein bewegtes Schaukelspiel. Denn oft gehen die Wogen hoch, so hoch manchmal, daß die Schiffleute die Spazierfahrt nicht wagen. Wenn sie aber gelungen ist und die klippenreichen Ufer umkreist sind, freut man sich, in die Höhe zu steigen und vom höchsten Punkt Ausschau zu halten über den Golf von Lyon. Das Auge verliert sich in der Weltweite des Horizontes. Marseille zu bewundert es die Zinken und Zacken der Corniche, während etwas weiter zurück, herrlich aufgebaut auf einem weißen Hügel, die Kirche Notre Dame de la Garde königlich thront. Nachdenklich stimmt der Gegensatz, wenn man, noch von der frischen Brise des Meeres umweht, hinunter in die grauenerregenden Gefängniszellen steigt, in denen man nur mühsam atmet, wo der Moderduft von versun-



Marseille. Gesamtansicht des Palastes „Longchamp".



Marseille. Kathedrale und Notre-Dame de la Garde (auf der Anhöhe).

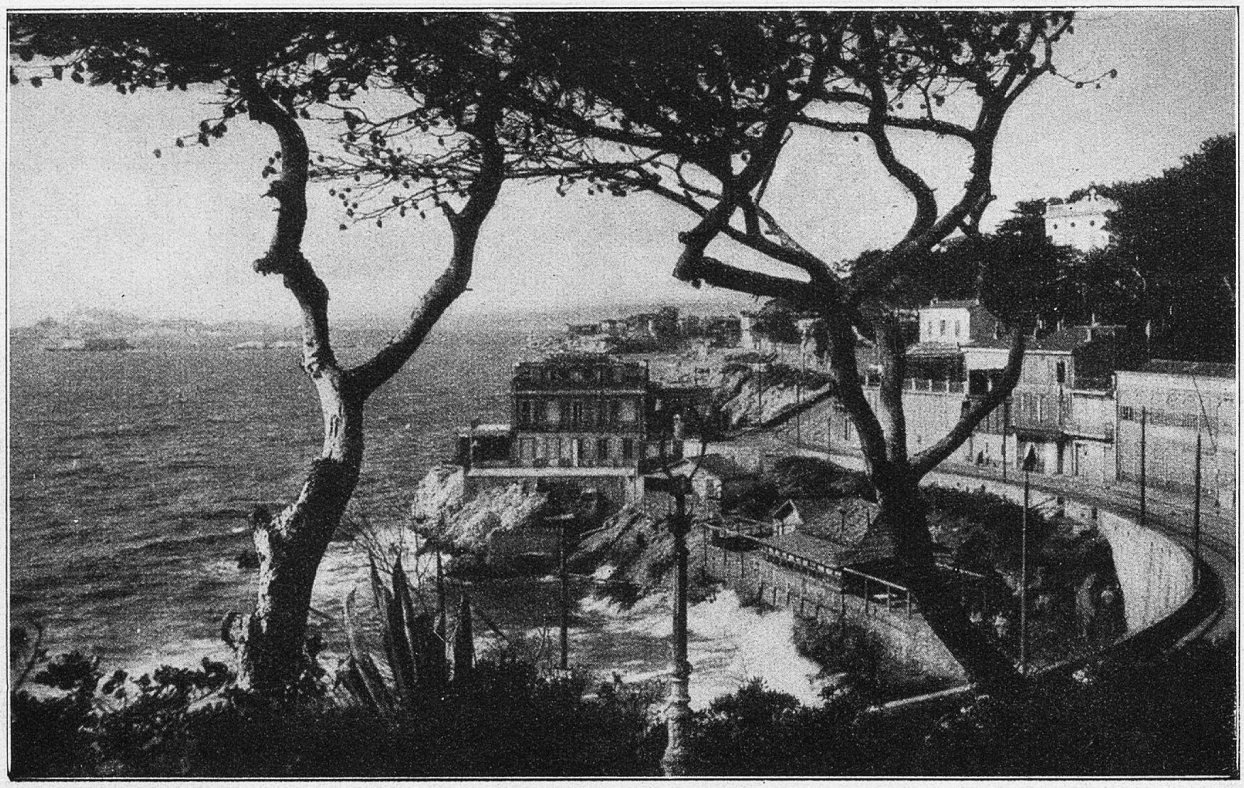
kenen Jahrhunderten unsre Kehle kitzelt, wo unglückliche Menschen ein furchtbares Dasein fristeten, ein Mirabeau, ein Herzog Louis Philippe von Orleans.

Wer mit einem Blick das riesige Häusermeer der Küstenstadt einfangen möchte, kann's am besten von der oben erwähnten Kirche aus, der Notre Dame de la Garde. Man fährt in der meist überfüllten Trambahn, an die sich die waghalsige Jungwelt wie ein schwärmendes Bienenvolk hinten anklammert, an den Fuß des Hügels und besteigt ihn auf einem prächtigen Stufenweg. Je höher man kommt, mit jedem Schritt erweitert sich der Horizont, und drunten brodelt die Großstadt. Es ist ein geschäftiges Rauschen, es ist das Atmen eines ungeheuerlichen Wesens, das nimmer ruht. Ein flinker Wind pfeift einem um die Ohren, der Mistral, indessen draußen auf dem Meere die Kämme der heranrollenden Wellen weiß aufschimmern. Es ist ein Anblick, der jedem unvergeßlich bleibt, der einmal von hier aus die Stadt beschaut.

Aus einer alten Wallfahrtskapelle und Festung ist die Notre Dame-Kirche entstanden. Zu oberst auf dem Glockenturm thront sie, die heilige Jungfrau. Ihr goldener Glanz zündet festlich über die Stadt. Wenn man über eine Brücke das Innere betritt, erkennt man gleich die Bestimmung und Bedeutung des Gotteshauses. Maria als Beschützerin der Meerfahrt hat bedrängten Seeleuten viel Gutes getan. Dankbaren Herzens pilgerten sie dann hierher und stifteten ihrer Erretterin aus größter Gefahr diese Schiffsmodelle. In prächtigen Exemplaren hangen sie von der Decke, schöne Segler und Fahrzeuge mannigfacher Art. In jüngster Zeit haben sich auch die Flieger zu ihnen gesellt. Auch ihnen soll die heilige Jungfrau oft gewogen gewesen sein.

Man möchte lange auf dieser Terrasse stehen bleiben. Die Lust ist gering, wieder in die engen Gassen niederzusteigen und sich unters Getriebe der Menge zu mischen. Schließlich drängt die Zeit.

Es ist kaum möglich, mit wenig Worten die Hafenquartiere zu schildern. Zur Nachtzeit ist es nicht ratsam, hier Streifzüge zu unternehmen. Lichtscheues Volk drängt und schiebt sich vor den stallähnlichen Hauseingängen. Junge und alte Weiber, mit bunten Fetzen umgetan, hocken auf den Schwellen oder stehen herum, Burschen mit verbundenen Köpfen, zerlumpte Araber, Marokkaner, unappetitliche Vertreter der gelben und schwarzen Rassen. Hier vergrempeln sie ihre letzten Habseligkeiten, getragene Kleider, durchlöcherte Schuhe, Tücher, eßbare Dinger, ausgedienten Flitter. Weiß der Kuckuck,



Marseille. La Corniche.

woher sie das alles haben! Man dürfte sie wohl auch nicht darnach fragen. Wenn sie nur wieder einen Sou erobern, um ihr Leben fristen zu können.

Viele sind sich wohl der Trostlosigkeit eines solchen Lebens kaum bewußt. Sie sind noch vergnügt dabei und scherzen und schäkern in den dunkeln Gängen und Gassen, in die nur selten ein Strahl der Sonne fällt.

Man atmet auf, wenn man diesen Winkeln entronnen ist. Man greift in alle Taschen, um sich zu vergewissern, ob Portemonnaie, Uhr und Schlüssel noch vorhanden sind.

Die Behörden geben sich Mühe, mit diesen Brutstätten des Schmutzes, ansteckender Krankheiten und des Unheils aller Art aufzuräumen. Hinter der Börse haben sie ein weites Feld freigelegt. Ein weiter, noch holperiger Platz liegt da, den sich viele arbeitslose Gruppen zum Bocciaspiel auserlesen haben. An Zuschauern fehlt es auch nicht. Du glückliche Insel der Freiheit und Freude! Wie lange magst du bestehen bleiben, bis die Architekten kommen mit neuen Plänen? Oder sind es die Gärtner, die einen Park anlegen mit Bäumen und Blumen und erquickenden Wasserspielen? Möchten sie Sieger bleiben zum Wohle der Stadt!

Marseille ade! Der Dampfer wartet, der uns an die afrikanische Küste trägt.

Sommer.

Singe, meine liebe Seele,
Denn der Sommer lacht.
Alle Farben sind voll Feuer,
Alle Welt ist eine Scheuer,
Alle Frucht ist aufgewacht.

Singe, meine liebe Seele,
Denn das Glück ist da.
Zwischen Ähren, welch ein Schreiten!
Flimmernd tanzen alle Weiten.
Gott singt selbst Halleluja.

Otto Julius Bierbaum.

Ein Gemsenjäger.

Von Fr. von Tschudi.

Der berühmteste Gemsenjäger in dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts war Johann Markus Colani, der teils in einem der Berninahäuser, teils in Pontresina wohnte. Er hatte viele Stunden weit die Reviere der Berninagebirge für seine Jagd ausschließlich in Anspruch genommen und hegte in den Bergen nahe seinem Häuschen etwa 200 halbzahme Gemsen,